

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

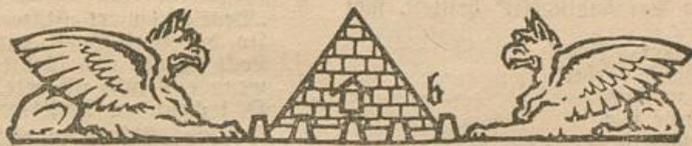
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

19.9.1926 (No. 38)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 38



19. Sept. 1926

H. Vortisch / Erisch no lang nit dod.

(Zu Hebel's hundertstem Todesjahr.)

Er stand in der Haimet, im liebe Wjesdal  
Un über Wald un Wese glänzt no ne Sunnestrahl.

Doch jeh fällt d' Sonnen abe in Chäferhölzwalde;  
E hñete Luft chunnt z'waibe, 's wird alles grau un halt.

September-Näbel schwäbe hört vo der Wese här  
Ball obft un ball nidft grad wie ne Gaisterheer.

Es löst e Gestalt sich use — i dud mi hinter'm Baum —  
Es isch mer schier as häft i e wunderbare Traum.

Es isch e liebs alts Maalt, sie Chruselhoor isch grau,  
Si Hua isch blau un busper, sie Muul isch spitzt un schlau,

As hät er Redli pife, as ob er dichte wott;  
E Quersack hängt em über, as ob er säte sott:

Er länkt wahrhaftig ine un säit mit ainer Hand  
Un mit der andre säget er d' Baum un's Aderland.

Me hört kai Schritt un Schnuser — Iis goht er über d' Wald;  
I main, es sia en Menzel, wo Dbesäge säit.

So goht er a mer dure 's ganz Wjesdal duraa  
Un d' Dbeaglede fange grad ebe z'lütten aa.

Wär isch's, wo do im Näbel dur d' Haimet säguend goht?  
Was froasch? 'Eisch unse Hebel: er isch no lang nit dod!

## Karl Friedrich Bilgis / Die Volksfrage in Johann Peter Hebel's Gedichten.

Zu Hebel's Jugendzeit lebte die Sage noch im Munde des Volkes bei Jung und Alt. Es war damals noch die richtige Zeit der Spinnstuben, wo die Burschen und Mädchen des Dorfes sich zu fröhlichem Geplauder versammelten. Dort war von jeher die Lieblingsstätte der Sage. Beim Schnurren der Spindeln wanderte die heimische Lieberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht. Da saßen an den langen Winterabenden die Mädchen und Frauen, ja oft noch Großmütterchen, mit ihren Spinnrädern um den Dien, die Burschen und „Mannen“ mit qualmenden Pfeifen auf den Bänken, auf der „Kunst“ oder auf dem großen Rachelofen, und in die Besprechung der Tagesereignisse mischten sich innige alte Volkslieder, die Sagen und die Mären der Vorzeit in treuherziger Sprache beim Knistern des Holzes und Flackern des Lichtspanes. Anschaulich hat Hebel in seinem romantisch-schauerlichen „Karl-funkel“ einen solchen Spinnstubenabend geschildert. . . . „Drüber rucke 's Chünge!“ und 's Anne Bäbi und d' Marci mit de Chunflen aus Diecht und spanne d'Saiten und striche mit em Schwärtli 's Rad und zupfen enander am Ermel. Und der Hobbi nimmt e Hampfle!) Diechtspöhn und fest sie nebene Diechtstod hi und seit: „Das will i verrichte.“ Aber der Hans-Jerg lit e lange Weg überem Dse, luecet abe und denkt: „Do obe hör'i's am besten und bi Niemes im Weg.“ . . .

Von diesen Sagen, wie sie in den Spinnstuben oder auch sonst erzählt wurden, mag der Hanspeterli, als er von 1766—1772 in Hausen in die Drisschule ging und dann von 1772—1774 die Lateinschule in Schopfheim besuchte, gehört haben. Auch wird er wohl mit seinen Schulkameraden auf dem zweistündigen Weg von Hausen nach Schopfheim sich mit Erzählen derlei Sagen neben Schelmenstreichen, die sie verübten, die Zeit vertrieben und sein von ihm über alles geliebtes Mütterli wird ihm oft diese oder jene Sage mit guten Lehren mitgeteilt haben. Im „Mann im Mond“ hat Hebel eine solche Szene wunderschön veranschaulicht. Hebel's Gedichte entstanden hauptsächlich in den Jahren 1802 und 1803 in Karlsruhe, wo er als Lyzeumsdirektor, später als Kirchenrat und Prälat wirkte. In der Hardtstadt sehnte er sich zurück in das stille, idyllische Heimattal an der Wiese, zu den

Schwarzwaldtannen, und diese Sehnsucht nach der Heimat, die sich zum leisen Heimweh steigerte, ist es, die ihm die schönen Gedichte eingegeben hat. Jean Paul sagt, daß fast alle seine Gedichte und Idyllen Kinder der Heimatsehnsucht sind; Kinder des Heimwehs nennt sie Hebel selbst. Sie sind Bilder der Heimat des Dichters, seiner Landsleute, seiner Kindheit. Im Jahre 1805 schreibt Hebel: „Ach muß ins Oberland reisen, ich muß aus der Wiese trinken und die Geister im Röttler Schlosse besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten, geistlosesten Hardtbewohner ermatten soll.“

Erinnerungen an seine Knabenjahre, zu denen auch die gehörten Sagen zählen, erscheinen vielfach in seinen alemannischen Gedichten; aufs glücklichste hat Hebel diese Sagen und den Volksaberglauben zu behandeln gewußt und, wie Goethe sagt, die Hauptmotive der Volksgefinnung und Volksfrage sehr wohl aufzufassen verstanden. Sein unverwundlicher Humor sorgte dafür, daß die in seinen Gedichten verwerteten Gestalten des Aberglaubens dem Volke als rein dichterische Gestalten erschienen und demgemäß auch aufgefacht wurden; er ließ es nie an moralischen Nebenanwendungen darin fehlen.

An einem mondhellten Abend saß der kleine Hanspeter mit seiner Mutter vor dem Häuschen. Neugierig, wie das Peterli immer war, fragte es: „Sag', Mütterli, was isch denn das im Mond?“ Da legte sie den Arm um ihr Kind und erzählte ihm die Geschichte vom Dieterli, dem der Mühsiggang und das Trinken lieber waren, wie das Arbeiten, wie er aber doch auf irgend eine Art sich Geld verschaffen mußte und nachts im Walde junge Buchenstämme abhieb, um sie zu verkaufen, und wie er zur Strafe dafür auf den Mond verfeht wurde und seitdem dort Tag und Nacht schwer arbeiten muß. Der kleine Peter aber hat wohl gemerkt, was seine Mutter ihm damit sagen wollte, und er hat gelernt, wie man leben soll, damit man kein Nichtsnuz wird, wie der Dieterli. Aus der Erinnerung an diesen Abend ist später der „Mann im Mond“ entstanden, wie bereits erwähnt.

Manche Sagen hat Hebel nur kurz in seine Gedichte eingestreut, wie Sagen von umgehenden Geistern, besonders von



Hebel hat den Volksaberglauben aufs allmüthigste zu behandeln gewußt, denselben nicht gefördert; er hat die Volksfrage richtig aufgefaßt. Ihr frischer und belebender, ihr heilender und stärkender Geist ist nirgends so zu spüren, als gerade bei der ethischen Volksfrage, deren in seinen alemannischen Gedichten Hebel mehrere behandelte und mit seinen Nebenwendungen einen mächtigen Antrieb zu allem Guten und Edlen gab. Hören wir unsern Hebel selbst, wie er über den Volksaberglauben dachte: „Indessen ist es nun mit unserem Volksaberglauben, wie es ist, und die Zeit, die ihn uns gegeben hat, läßt sich nicht mehr zurückspinnen. Aber ich

glaube, es wäre dem Beruf weiser Volkstlehrer angemessener, ihn einzuschränken, ihn womöglich zu verschönern und zu veredeln und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen.“ (Mus: Beiträge zur Religionsphilosophie, III. Geister und Geipenster.)

1) Kunjaunde. — 2) Handvoll. — 3) Name für Zugochsen, von Laubmonat (April). — 4) euch. — 5) beim Wetterleuchten. — 6) sehr. — 7) fet. — 8) teife geben. — 9) Flügel. — 10) mähen. — 11) Drosseln. — 12) Kröten. — 13) Duden. — 14) Jemand. — 15) niemand etwas. — 16) Branntwein.

## Karl Dollmätich / Johann Peter Hebels Nachlaß.

Am 22. September 1826 meldet das Bezirksamt Schwesingen der Stadtdirektion Karlsruhe durch einen besonderen Eilboten (sog. „Expresen“), daß Prälat Hebel auf Besuch bei Gariendirektor Reiber in Schwesingen an diesem Tag, morgens halb vier Uhr gestorben sei. Die Stadtdirektion beauftragte sofort das Stadtschreiberamt, die üblichen Vorkehrungen zur Sicherung der Hinterlassenschaft zu treffen. Commissar Kramer wurde angewiesen, die Obsequien vorzunehmen, nichts von dem Vorfall verlauten zu lassen, damit Niemand etwas davon erfahre, bevor die Siegelanlegung in der Wohnung des Verstorbenen vollzogen sei.

Hebel war am 10. September nach Mannheim gereist, um den öffentlichen Prüfungen des dortigen Lyceums als Aufsichtsbeamter und Berichterstatter beizuwohnen, obgleich er sich schon damals infolge eines hartnäckigen und quälenden Unterleibsleidens nicht wohl fühlte. Trotz der freundlichen Aufnahme, die er bei Hofrat Näcklin in Mannheim gefunden hatte, besserte sich seine niedergedrückte Stimmung nur vorübergehend, und ließ ihn nur auf kurze Stunden die letzte reine Freude seines Lebens ungetrübt genießen, als die Schüler des Mannheimer Lyceums, dem volkstümlichen Dichter und hochverehrten Schulmann zu Ehren, eine Wasserfahrt auf dem Rhein nach der Neckarspitze, auf festlich geschmückten und beleuchteten Schiffen, mit Musik und Gesang veranstalteten, nachdem Hebel in seiner bekannnten Bescheidenheit einen Avelanz abgelehnt hatte.

Am 16. September war er, von starken Unterleibsschmerzen gequält, nach Schwesingen gefahren, in der Hoffnung, bei der besuchten Familie des Gariendirektors Reiber soweit Erholung zu finden, um den Prüfungen bei dem Gymnasium in Heidelberg beizuwohnen zu können. Aber schon am 21. September hatte sich sein tödtliches Leiden derart verschlimmert, daß die beiden behandelnden Aerzte und sein von Karlsruhe herbeigerufener Hausarzt, Weheime Hofrat Seubert, keine Rettung mehr bringen konnten, und der Tod ihn in der Frühe des 22. September von seinen Qualen erlöste.

Die Karlsruher Wohnung Hebels befand sich damals in dem östlichen Eckhaus der Erbprinzenstraße und ehemaligen kleinen Herrenstraße, jetzigen Bürgerstraße. (Das Haus ist durch eine Gedenktafel bezeichnet.) Dort hatte er eine stattliche Wohnung mit neun Zimmern besessen, wohlversehen mit allem, was zu einer solchen gehört, in der nur eines fehlte: die Hausfrau. Hebel war Junggeselle. Der bis zum Grab dauernde Herzensbund und der edle geistige Verkehr mit Gustave Reicht hatte nicht zum Eheband geführt, was selbst den vertrautesten Freunden des hochgeachteten Paares damals ein ungelöstes Räthsel geblieben ist.

Beim Eintreffen des Commissars in der Wohnung des Verstorbenen waren dort die Haushälterin Margarete Hartlieb, das Dienstmädchen Apollonia Hartern, und der neunjährige Oswald Hause, Sohn einer befreundeten Familie aus Strazburg, anwesend. Die Todesnachricht traf sämtliche Hausgenossen völlig unerwartet, und wurde von allen tiefsemerzlich empfunden und beklagt. Stieben von den neun Zimmern wurden verriegelt, und zwei Zimmer nebst den Wirtschaftsräumen für die Bewohner freigelassen. Den Schlüssel zu seinem Schreibtisch hatte Hebel mit auf die Reise genommen, so daß zunächst nicht festgestellt werden konnte, ob ein Testament vorhanden sei. Gesehliche Erben waren nicht zugegen. Als nächster Verwandter wurde ein Bürger namens Derle in Hausen bei Schopfheim im Wiesental bezeichnet.

Gemeinsam mit dem Waisenrichter wurde ein Vermögensverzeichnis schätzungsweise aufgestellt, und Ministerialregistrator Jakob zum Erbschaftspfleger bestimmt.

Ein Testament fand sich nicht vor. Hebel mußte wohl auf ein längeres Leben gerechnet haben und vom Tod überrascht worden sein, so daß er sein Vorhaben nicht mehr ausführen konnte, eine Stiftung zugunsten seines Geburtsortes zu errichten, aus der die armen Schulkinder in Hausen das Geld zur Beschaffung von Lehrmitteln, und die Gresse daselbst jeden Sonntag einen Schoppen Wein hätten erhalten sollen. Das Fehlen eines Testaments verwickelte aber nicht nur die Ausföhrung dieses menschenfreundlichen Planes, sondern erschwerte auch die Ermittlung der gesehlichen Erben, und die Verteilung des Nachlasses, so daß der Erbschaftspfleger schwere Arbeit bekam, und die Teilungsakten zu dicken Bänden anwuchsen.

Hebels Vater, einmiger Hinterlassene in Hausen im Wiesental, stammte aus Simmern auf dem Hunrück, Regierungsbezirk Koblenz. Dort wurden nämlich 13 gesehliche Erben fünfter Ordnung ermittelt, meist arme Kleinbürger, Bauern und Handwerker nebst deren Frauen, von denen nur zwei den Namen Hebel trugen, und mehrere nicht einmal ihren Namen schreiben konnten, so

daß sie ihre Vollmachten in Form von Kreuzen unterzeichnen mußten, die dann an Stelle der Unterschrift notariell beglaubigt wurden. Zehn von diesen Erben bevollmächtigten den Schmiedemeister Wilhelm Hebel in Simmern zu ihrer Vertretung.

Auf Seiten der Mutter Hebels, einer geborenen Derlin aus Hausen im Wiesental, wurden dort zwei gesehliche Erben vierter Ordnung ermittelt, die dem Regimentsquartiermeister Sonntag zu ihrer Vertretung bevollmächtigten. Die Erbmasse zerfiel somit in 15 sehr ungleiche Teile. Die Haushälterin ging leer aus, weil sich die Erben, trotz einer Eingabe der Hartlieb, zu einer freiwilligen Zuweisung nicht herbeiließen.

Das schätzungsweise aufgestellte Vermögensverzeichnis ergab die Summe von 11863 Gulden 54 Kreuzer, wobei der literarische Nachlaß und die Bibliothek Hebels noch vorläufig außer Aufschlag geblieben waren.

Der Beginn der öffentlichen Versteigerung der Fahrnisse wurde auf 30. Oktober 1826 festgesetzt, und neben der Anzeige in der Karlsruher Zeitung, nach damaliger Uebung auch noch durch den Ausruf mit der Schelle auf den Straßen bekanntgegeben. Die Versteigerung dauerte mehrere Tage, und gewährte freien Einblick in die verwaiste Haushaltung.

„Nichts gibt ein falscher Bild von Menschen, als nach ihnen an den Ort kommen, wo sie einstens gewirkt, vereinzelte Reste ihrer Tätigkeit sehen, und aus dem Gerede der Zurückgebliebenen sich eine Vorstellung des Wegegangenen schaffen. Tiefstes und Eigenstes bleibt dritten meist unbeachtet, auch wenn's offen zu Tag liegt, in der Ueberlieferung schwindet's ganz.“

Mit diesen Worten warnt der im Todesjahr Hebels in Karlsruhe geborene Viktor Scheffel in seinem Eckehard allgemein davor, aus der einstigen Umgebung eines Wegegangenen Schlüsse auf diesen selbst zu ziehen. Wer indessen damals sich an der Versteigerung von Hebels Haushaltung beteiligte, der konnte immerhin das ihm innewohnende Bild des Wegegangenen vertiefen, vielleicht auch berichtigen, ohne einen Fehlschluß zu tun, wenn er überhaupt solchen Betrachtungen geneigt, und es ihm nicht nur um ein gutes Geschäft zu tun war. Er konnte sich überzeugen, zu welcher stattlicher Haushaltung es das einstige barfüßige Birschlein der armen Hinterlassenenwitwe gebracht hatte, daß einst seiner Mutter beim Holzauslesen im Wald hatte helfen, und Steine für den Schmelzofen in Hausen hatte klopfen müssen; ja selbst heute noch gewährt das Durchblättern der anscheinend so trockenen Versteigerungsprotokolle einen eigentümlichen Reiz.

Das einfache aber gediegene Mobiliar, die stattliche Garderobe, die wohlgefüllten Weizenkammer, auf die eine Hausfrau mit Stolz geblüht hätte, Silberzeug, Porzellan und Küchengeräte, bezeugten den sorgsamsten Haushalter, zahlreicher, geschmackvoller Silbergeschmuck, Christuslopf, mater dolorosa, Johannes, Madonna, aber auch eine Hebe, Landschaften, darunter ein großes Bild von Haldenwang, Morgen, Mittag und Abend darstellend, Sandzeichnungen und Kupferstiche sprachen für den feinsinnigen Kunstfreund, Mineralienammlung, Herbarium, Münzenammlung für den vielseitigen Liebhaber und Gelehrten, Pfeifenbrett mit langen und kurzen Pfeifen, allerlei Rauchgeräte und ein gut besetzter kleiner Weinfeller erinnerten an den lebensfreundlichen Gesellschafter.

Zu der Versteigerung hatten sich, neben den unvermeidlichen Händlern, auch viele Freunde und Verehrer Hebels eingefunden, um ein Andenken an den so unerwartet dahingestiegenen Verfasser der alemannischen Gedichte, des Rheinischen Hausfreundes und des Schachkünstlers mit nach Hause zu nehmen, wozu gute Gelegenheit auch für bescheidene Geldbeutel geboten war, da u. a. auch 50 Bildnisse Hebels in Steindruck halbdusendweise bei sehr billigem Aufschlag versteigert wurden.

Die Fahrnisse waren auf rund 2200 Gulden geschätzt. Der Erlös blieb bei der Versteigerung um rund 700 Gulden hinter der Schätzung zurück.

Im literarischen Nachlaß Hebels fand sich außer einigen Preddigten nichts vor, was nicht schon veröffentlicht und im Druck erschienen war. Erwähnenswert sind von den hinterlassenen Schriftstücken die Entwürfe zu einem neuen Katechismus, eine neue Niederfassung in 17 Hefen, ein Schreiben der Buchhandlung Gruson u. Cie. in Breslau, worin diese um Besprechung der in ihrem Verlag erschienenen alemannischen Gedichte Hoffmann von Fallersleben's und um ein Vorwort zu einer neuen Auflage derselben nachsuchte, ferner ein Vorschlag zur Errichtung einer freien Universität in Karlsruhe vom Jahre 1760, auch ein Brief des H. Spezial Wagner in Emmendingen, der durch Kriegsrat Voel ein schriftliches Sendschreiben über die Frage: „Wessen Sohn war Christus?“ zurückverlangte. Zur Herausgabe von

Hebels Werken erteilte Großherzog Ludwig den Erben ein Privilegium auf 30 Jahre, das zugunsten der Erbmasse an einen Karlsruher Verlag gegen Barabfindung verkauft wurde.

Die nachgelassene Bibliothek enthielt fast ausschließlich fachwissenschaftliche, theologische und philologische Werke. Mit der Aufstellung eines Katalogs für diese zahlreichen Bücher wurde auf Empfehlung des Lyceumsdirektors Randt der Schüler Häußer beauftragt. Der Katalog umfaßte 500 Nummern, und wurde in 250 Exemplaren vorzugsweise an die evangelische Geistlichkeit Badens verschickt. Die Bibliothek wurde vom 2. bis 6. Januar 1827 öffentlich versteigert. Der Erlös belief sich auf 734 Gulden.

Den größten Teil seines in langen Jahren ersparten Vermögens hatte Hebel dem ihm befreundeten Bankier Meerwein im Betrag von 5000 Gulden anvertraut. Durch den unermuteten Konkurs dieses in hohem Ansehen gestandenen Karlsruher Bankhauses gingen den Erben 3700 Gulden verloren. Die Verhandlungen hierüber zogen sich bis zum Jahre 1833 hin, kein Wunder, daß die Erben, die sich zum Teil ohnehin allzu große Hoffnungen gemacht hatten, ungeduldig wurden und dem Erbschaftspfleger mit Beschwerdechriften das Leben sauer machten.

Hebel selbst, der den Zusammenbruch des für unerschütterlich gehaltenen Bankhauses noch erlebte und den Verlust der ganzen Summe vor Augen haben mußte, trug diesen harten Schicksalsschlag mit philosophischer Fassung und edler Seelengröße. Beim Eintreffen der Unglücksbotschaft sagte er: „Ich habe jenes Geld nicht gesehen, und ich werde es nun auch nicht mehr sehen. Das Papier, das ich dafür bekommen habe, habe ich noch. Nicht mein Verlust, sondern das Unglück, das diesen Mann getroffen hat, schmerzt mich.“ Und als man Hebel nahelegte, daß er doch bei den freundschaftlichen Beziehungen zu Meerwein die Rückzahlung seines Guthabens vor der Konkurserklärung leicht hätte erreichen

können, erwiderte er: „Gerade daß dies nicht geschehen, ist mir ein Trost in dem Unglück dieses Mannes, von dem ich so viele Beweise seiner freundschaftlichen Gesinnung gegen mich erhalten habe, denn ich finde darin eine Bestätigung meiner gewissen Ueberzeugung, daß er im besten Glauben handelte und nur in Illusionen befangen oder durch trügerische Berechnungen verblendet war.“

Wie ideal Hebel über Besitz an Geld und Gut gedacht hat, geht aus jenem alemannischen Gedicht hervor, mit dem er sich bei Pfarrer Jäck in Eriberg über ein Geschenk bedankte, das dieser ihm mit 3 Krug Atrichwasser und Kuchen einstens gemacht hatte. Dort heißt es:

„Ißch wöhr, Herr Jäck, i ha kei eigene Baum,  
i ha kei Hund, i ha kei Hof im Stal,  
kei Pflueg im Feld, kei Immestand im Hof,  
kei Chab, kei Stenkt, mangmol an kei Geld.  
Ismacht nit. S'isch doch im ganze Dorf kei Buur  
so rich ah ich. Der wüßtet wie ma's macht.  
Me meint, me heig's. So meini au i heig's  
im stleke Wahn, und wo ne Bäuml blüehet,  
Ißch mi, un wo ne Feld voll Aehri schwant,  
Ißch au mi; wone Sänt Eihle frist,  
es frist sie us mit'm Wab.“

So bini rich. Doch richer bini no  
im Heuet, in der Erndt, im frohe Herbst.  
I sag: Rea hümmeit Lit, wer will und mag,  
und heuet, schneidet, haueit Träbht ab!  
I ha mei Freud an Allem oha, mi Hera  
an allen Dufften, aller Schöni g'labt.  
Was übria isch, isch euer. Traget's heim.“

## Hermann Vortisch / Das Wunder der Magen.

Eine Geschichte aus Hebels Leben.

„Das Herz dudert mir mehr und mehr, je näher wir Karlsruhe kommen“, sagte Heinrich Foh, der ein Kandidat der Theologie hieß und mit seinem Kollegen und Busenfreund, Hans Haas, auf dem Wege zur theologischen Staatsprüfung war.

„Jetzt ist es erst 8 Uhr und um 10 Uhr fängt das Verhängnis an“ fuhr er fort. „Daß uns etwas langsamer gehen; wir werden dann, wenn ich durchgefallen bin, schnell genug wieder heimkommen!“

Wenn nur das Hebräische nicht wäre, diese verfluchte Judensprache! Und zu allem noch wird man darin von Hebel geprüft, dem man kein x für ein u vormachen kann!“

„Das allerdings nicht“, entgegnete der andere. „Aber soviel Hebel weiß und so geschickt er ist, so kann er doch auch gemüthlich sein und er hat schon manchem Kandidaten aus der Patzche geholfen, weil er ihn immer nur das sagen ließ, was er wußte. Einmal hat er einen gleich zu Anfang gefragt: „welche Kapitel im alten Testament können Sie am besten übersehen?“ und als er ihm Psalm 23 nannte, so ließ er ihn dann diesen ins Deutsche übertragen; es ging aber so schnell, daß die Zeit fürs Hebräische noch lange nicht um war. Was tat Hebel? Er sagte ganz leise und verschämmt zu dem Kandidaten: „übersehen Sie den 23. Psalm noch einmal!“

„Er kennt mich halt nicht, das ist der Saken! Wenn ich Oberländer wäre, etwa aus dem Riesental, dann wäre ich sicher gut dran bei ihm! Denen hilft er, wo er kann!“

„Weißt du, wie ich's mache? Wenn ich merke, daß ich bei einem der Herren nicht viel weiß, so frage ich irgend etwas, was auf das Thema Bezug hat; meist fällt der gelehrte Examinator pünktlich darauf herein: er erklärt und dozirt wie vor dem wissenschaftlichsten Schüler und unterdessen läuft die Bett ab, und man ist fertig, ehe man sich versieht!“

Frage Hebel über hebräische Poesie; ich wette 100 gegen 1, daß er dir darüber einen langen Vortrag hält; denn das ist sein Stedenpferd so gut wie die alemannische Dichtung und die bakolischen Gesänge des Theokrit.“

„Wenn er nun aber die Propheten oder das Gesetz durchnimmt?“

„Ach, du mußt dir nur zu helfen wissen; du bist merkwürdig schüchtern und dumm geworden, seitdem wir von Durlach aufgebrosen sind. Gestern abend, als wir noch im Bechten saßen und uns auf den heutigen Tag stärkten, tatest du so geschickt und übermüthig.“

Uebrigens, beruhige dich nur. Man sagt im Geheimen, Hebel selber sei in der Prüfung beim ersten Mal durchgefallen; ich weiß nicht, ob's wahr ist! Aber wer selber schon einen faulen Apfel hat essen müssen, wird einem Gaste keinen vorziehen. Und fällst du etwa durch und schmeißt man dich heraus, so mach's wie jener Handelsjude, der, wenn man ihn vorn im Haus wegjagte, er hinten wieder hereinkam. Man darf ja das Examen wiederholen.“

„Welcher Handelsjude war das?“ ließ sich eine füstende Stimme von hinten her hören. „Hab ich gehört recht, so haben die Herren gesprochen von meinesgleichen! Darf ich wissen, den Grund?“

Die Kandidaten lehnten sich um; der allbekannte, in seiner Neugierlichkeit von Gott und den Menschen vernachlässigte

Abraham Scheibeles folgte ihnen und schloß sich mir nichts, dir nichts ihnen an.

„Du hast geluschert, Abraham, wie das Weib deines Stammvaters, als er Botschaft von den Engeln bekam“, sagte der Kandidat Haas. „Ich kenn dich! Gehst auf Rundschaft aus? Wir können dich jetzt nicht brauchen.“

„Wie heißt ihr mir brauchen? Aber ich könnte was brauchen; habt ihr keine abgetragenen Kleider daheim: zahl ich doch den höchsten Preis dafür! Funne Laite brauchen immer Geld!“

„Wenn ich mein hebräisches Examen bestehe, Abraham, verkauf ich dir meine hebräische Grammatik und meinen Mantel“, rief Herr Foh.

„Werd ich brauchen Ihre hebräische Grammatik, Gallech (= Pfarrer)! Hab' ich nicht als Bihlein schon gelernt hebräisch und kann's heut noch“, . . . erwiderte der kleine verkrüppelte Lumpensammler. „Aber der Mantel wird schon recht sein. Mi's der, den Sie anhaben?“

Er griff darnach, den Stoff zu fühlen, aber der Theologe drängte ihn weg mit den Worten: „Geh deiner Wege, Abraham, und laß uns allein!“

Aber welcher Jude läßt sich so abweisen? auch Scheibeles nicht.

„Sie sehen ins Hebräische Examen? Merk ich nicht, daß Sie haben Angst“, bemerkte er jetzt zudringlich und doch auch wieder mitleidig. „Könnte ich Ihnen geben mein Hebräisch aus meinem Kopf wie etwa diesen Stoch aus meiner Hand, ich tät's Ihnen leihen auf ein paar Stund.“

„Zu wieviel Rins?“ lachte Haas.

„Bin ich nicht ein armer Jüd? Aber ich gäh's umsonst“, er eiferte sich der Befoppte und zog etliche Osterfladen aus seinem schmierigen Sad, nahm ein Stück in den Mund und verteilte den Rest an Foh und Haas.

„Ich schenke euch mein Hebräisch wie diese guten Magen“, sagte er, „wenn's wäre möglich. Ihr habt gewiß Hunger und seid früh aufgestanden? Stärkt euch zum Examen; wenn der Magen ist leer, ist es meist auch der Kopf und schon Salomo hat gesagt: „eine lästige Seele wird Hunger leiden.“

Haas biß tüchtig hinein und fracte nur, ob er nicht auch Butter und Eingemachtes zu den faden Fladen habe; Foh würgte ein ganz kleines Stückchen hinunter — die Examensangst drückte ihm Schlund und Kehle zu — und schob den angebissenen Rest in seine Tasche.

„Was pressierst du so?“ wandte er sich an Haas. „Wir kommen ja viel zu früh an. Komm, sitzen wir dort ein wenig ab, mir ist halb übel . . .“

Er hustete und wurde freidebleich und erbrach die jüdischen Osterfladen wieder.

„Ich hab sie doch selber gemacht“, sagte Scheibeles und machte sich stille davon, ehe der arme würgende Foh ihn am Kragen nehmen und nach dem näheren Rezept seiner Fladen fragen konnte.

Am nächsten Brunnen wusch Haas seinem schwachen Freunde tüchtig den Kopf, körperlich und seelisch, und aab ihm das klare, morgensfrische Naß zu trinken; dann wars aber höchste Zeit, sich ins Ministerium zu begeben. . .

Mit zehn andern Leidensgefährten standen Fok und Haas vor ihren Examinatoren; Hebel als der erste und oberste, musterte sie und traf Auswahl für sich und die andern Herren. Und ist es verwunderlich, daß er gerade den immer noch bleichen Kandidaten Fok zuerst antippte und für sich auf die Seite stellte? Gegenätze stehen sich doch an, sagt man.

Die Verteilung ist getan; auf der einen Seite stehen die Professoren und Geheimräte, ihnen gegenüber ihre Opfer, die Kandidaten. Hebel hält eine kleine Ansprache und ermuntert sie, mit ihrer Weisheit und Gelahrtheit nicht zurückzuhalten und erst Kraft zu haben, wenn dieses Examen vorbei sei, denn erst nachher kämen die eigentlichen großen Prüfungen des Lebens.

Wie Hebel alsdann vor seinen Kandidaten Fok tritt, um ihn, vor allen, mit sich an ein besonderes Tischlein zu nehmen, da bricht dem noch nicht geprüften Studenten der Angstschweiß aus der Stirne und er will eben sein Taschentuch ziehen, ihn abzutrocknen. Aber er steht zugleich die Osterluden Abrahams heraus und sie fallen gerade Hebel vor die Füße. Er guckt und lächelt etwas verschmüht; denn er übersteht die Lage sogleich und

meint nicht nur den Grund des Schweißes zu wissen, sondern auch die Bedeutung dieses ihm wohlbekannten Judengebäcks.

„Sie scheinen mir ja ein eingekleideter Hebräer zu sein, Herr Kandidat“, sagte er zu dem verblüfften Studenten. „Und ich vermute, wer solche Delikatessen jüdischer Kochkunst in der Tasche hat, hat wohl auch die Feinheiten der hebräischen Sprachkunst im Kopf! Meine Herren — und damit wandte er sich an seine Kollegen, die andern Examinatoren — ich meine, wir können diesem mazenliebenden Theologen das Hebräische schenken; denn ich fürchte, er weiß als besserer Hebräer vielleicht mehr als wir!“

Alle nickten ihm gültig und lachend zu und so kam es, daß die Osterluden des Juden Abraham Scheibeles den Kandidaten Fok nicht nur zum Brechen reizten, sondern auch glücklich über die größten Klippen des theologischen Examens hinüberbrachten. Und zum Dank dafür hat der neugebackene Herr Pfarrer dem alten Juden nicht nur seine hebräische Grammatik geschenkt und den Mantel verkauft, sondern ihm auch den Rat gegeben, er möge auch in Zukunft den Examenkandidaten seine hebräischen Broden anbieten, denn „dem Examinand brechen sie den Magen und dem Examinator das Herz auf“, sagte er.

## Joh. Peter Hebel / Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld (1808).

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe, und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im verfloffenen Winter, als die französische Armee und ein großer Teil der bundesgenössischen Truppen in Polen und Preußen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzuges eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widersehlichkeiten ausgeübt und unter andern ein französischer Offizier getötet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Heere im Aufzuge kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zumute war, als sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm weggetragen werden, war jetzt so übel dran als der reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun, zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe gemildert: es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dies war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es blei-

ben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug; die Trommel wirbelte ins Klagegeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Stiehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant von Hersfeld vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor Augen und sagte hierauf: „Soldaten! Die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied!“ So sprach der Kommandant; und wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben sich stehen, der trinke es aus zu Ehren der badischen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! Der Luftruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Kommandant gepöbeln haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also abließ; das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zumute wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmut danken und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was mancher getan hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab und sagte: er lasse sich keine gute Tat mit Geld bezahlen. „Nur zum Andenken von euch“, setzte er hinzu, „erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgestellt ist und der heutige Austritt. Dies soll das Geschenk sein, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Krieg mitbringen will.“ Dies ist geschehen im Februar des Jahres 1807, und so etwas ist des Lebens zweimal wert.

## Franz Hirtler / Madame Hendel. (Novelle.)

Im bequemen grauen Hausrock saß der Direktor des Karlsruher Lyceums, Johann Peter Hebel, an seinem breiten Schreibtisch. Er war damit beschäftigt, auf dem engen Raum, der zwischen Büchern, Papieren und allerhand Gerät noch frei war, Tabak zu schneiden. Zwei Häuflein hatte er bereits auf einem Korrekturbogen aufgeföhrt. Endlich schien es ihm genug; er legte die Rollen, von denen er mit dem Federmesser seine Tagesration abgeschnitten hatte, in den Steintopf zurück, der neben einem Bierkrug inmitten des Wirrwarrs auf dem Tische stand. Den schwärzlichen Amerikaner und den braunen Holländer mischte er hierauf sorgfältig mit spitzen Fingern und füllte mit Behagen die knitterige Schweinsblase, die ihm als Tabakbeutel diente. Die heutige Lage wird ein Herr solchen Standes, wenn er sich dem Genuße des Rauchens hingibt, schöne alatte mit Goldpapier umhüllte Zigarren aus dem bereitstehenden Kistchen in die breite Ledertasche füllen oder mit nervösen Fingern Zigaretten aus einer eleganten Schachtel nehmen. Damals aber, im Jahre 1809, war man noch nicht so weit, daß man für Geld alles fix und fertig geliefert bekommen konnte, man nahm an den Dingen, auch an diesen kleinen und lustigen Freuden des Lebens, einen persönlichen Anteil. Darum machte der Dichter, Lyceumsdirektor und Kirchenrat bei dieser ihm sehr vertrauten Arbeit ein sehr vermögtes Gesicht, wobei von den Winkeln seiner hellen Augen seine schelmische Kälte hinüberstrahlte bis zu dem schon angegrauten Schläfenhaar des rüstigen Künftlers. Das Tabaktrinken, wie man es damals nannte, war freilich eine Art Last, aber war ihm, dem Junggesellen, der sich das Glück der Liebe verfaßte, nicht diese kleine Freude zu gönnen? Er hatte sein Vergnügen mit der Pfeifensammlung, in der bemalte Köpfe neben hölzernen

hingen und in der jede Pfeife einen lustigen oder bedeutungsvollen Namen hatte.

Gedankenvoll betrachtete er die Pfeife mit dem gemalten Bildnis des siegreichen Franzosentäufers. Gewiß, dieser Napoleon war der Mann des Tages, und das Land Baden verdankte ihm mancherlei. Aber selbst auf dem Pfeifenkopf schien ihm das Gesicht fremd und unheimlich auszuweisen. Man konnte ihn bewundern, aber nicht lieben. Und warum hatte der mächtige Kaiser die schöne deutsche Stadt Straßburg, in der der Dichter liebe Freunde hatte, nicht dem badischen Lande einverleibt? Von der hohen Politik hielt der Kirchenrat nicht viel, und als rheinländischer Hausfreund zeichnete er von den Weltbegebenheiten etwa das gleiche Bild, das ein Puppentheater von einer großen Tragödie zu geben vermag: eine hübsche Parodie, in der alles nicht gar so gefährlich ausfällt. So stand auf dem Korrekturbogen des Kalenders von 1809, den er als Unterlage des Tabakhäufleins benutzt hatte, zu lesen: „In der Welt sieht es kurios aus. Gestern so, heute anders, und wer weiß, was morgen kommt? Der Friede geht schwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden, und es ist nicht gut dabei Gevatter zu stehen.“

Freilich man spürte auch in der frühlichen Residenz manches von den Weltbegebenheiten am eigenen Leibe. War es nicht schwer, den trefflichen überseeischen Knaster zu erlangen, seitdem der Korke die europäischen Häfen für englische Schiffe sperrte? Kaffee und Zucker waren so sündhaft teuer, daß sogar wohlhabende Leute daran denken mußten, Nübenkaffee zu kochen und ihn mit Karoffelstrup zu süßen. Ein Glück, daß der Wein, der Sorgenbrecher, im eigenen Lande wuchs und nicht von den Engländern bezogen zu werden brauchte!

In diese Gedanken hinein pochte es an der Thür, zuerst einmal kräftig, dann mit zwei leiseren Schlägen. Durch diesen Daktylus meldete sich Freund Kölle an, der württembergische Gesandtschaftssekretär. Auch er machte nicht den geschneigelten und gebügeltten Eindruck, um den sich heute viele Leute von Bildung und Rang bemühen.

„Denk wohl, jest lang i au in Sach“ sagte er schelmisch mit den Worten aus den Gedichten seines Freundes und holte aus der hinteren Tasche seines braunen Schokrodes eine mit Quasten behängte Peise hervor. Man stopfte umständlich. Hebel griff nach Stahl, Stein und Rindschwamm, während Kölle einen langen, aus Altpapier gefalteten Fidiß aus einem Bündel herauszog, das in Greifnähe auf dem Tisch lag. Mit lustigem Ceremoniell entlockte Hebel dem Stein einige Funken, die auf dem daruntergehaltenen Runder einen glimmenden roten Punkt erzeugten. Durch Berührung mit einem Schwefelfaden wurde das noch scheinbare Element zu einem winzigen blauen Flämmchen erweckt, an dem Kölle den Fidiß entzündete. Als die Feisen ihren blauen Rauch ausstießen, kam endlich das Gespräch auf.

„Bringen Sie Neues aus der Stadt, lieber Kölle?“

„Neues nicht, gottlob. Könnst es denn etwas Gutes sein?“

„Hat man schon Nachricht, wann der Kaiser eintrifft?“

„Man erwartet ihn diesen Nachmittag. Haben Sie die Dichter bereit zur Illumination?“

„Es sind noch genau da von der großen Siegesfeier her . . .“

„Was meinen Sie?“

„Lassen Sie mich. Man kann nicht gut davon reden.“

„Wenn ich es aber weiß, verehrter Freund, was Ihnen durch den Sinn geht?“

„Was meinen Sie?“

„Keineswegs ist es der Kaiser Napoleon, aber doch etwas Französisches, wenn Sie so wollen. Madame Phädra von Meister Racine. Das Stück und die Darstellerin machten großen Eindruck auf Sie.“

„Das ist wahr, lieber Freund. Und es ist seltsam: ich habe bevor diese Madame Händel erschien, nicht gewußt, was Kunst ist. Haben wir jemals Solches an unserm Theater erlebt? Ich denke nicht an Medea, Emilia Galotti, die Jungfrau oder die Phädra, die mir sehr kurios und unmenschlich erscheint, obwohl der treffliche Schiller sie uns näher bringen wollte, sondern mir ist, als sei mit Frau Händel die Kunst in Person bei uns eingezogen. Ein höheres Wesen ist sie. Anders kann ich nicht sagen. Aber mich quält eine Ahnung, als könnte es kein gutes Ende nehmen, wenn ein gewöhnlicher Sterblicher sich ihr nähert. Was denken Sie?“

„Sie ist ein wundervolles Weib. Es ist freilich manchmal, als sei es nicht recht geheuer mit ihr. Solche Schönheit und solche Kunst haben etwas Unheimliches an sich.“

„Mit es Ihnen auch so? Sie hat mich, ich darf es gestehen, aus meiner ganzen inneren Ruhe herausgerissen. Das ästhetische Schlaraffenleben tut uns auf die Dauer nicht wohl.“

„Und heute abend? Ist es wahr, daß Madame Händel uns heute alemannisch kommen wird?“

„Sie hat es zugesagt für den Fall, daß nicht durch die Ankunft des Kaisers der Hof genötigt ist, Anderes zu befehlen.“

„Scharmant! Das ist eine feine Huldigung für Sie! Aber wird die Madame es Ihnen recht machen können? Wer nicht im Wiesental baheim ist, bringt den echten Ton Ihrer Muttersprache niemals zustand.“

„Meinen Sie? Nun Sie werden es hören. Ich hab Madame Unterricht gegeben in der Aussprache des Alemannischen, und finde es zum Stutzen, wie sie sich geschickt anstellte. Sie stammt doch aus Sachsen? Aber hier in Karlsruhe hat noch niemand das Wiesentälcher so gut gesprochen wie sie.“

„Ich bin sehr begierig, sie zu hören. Aber ist es nun abgemacht, daß uns die Künstlerin morgen verläßt?“

„Freilich. Ihr Gastspiel am Hoftheater ist zu Ende. Man müßte sie allenfalls bewegen, sich privatim noch einige Tage oder Wochen der Gesellschaft zu widmen.“

„Glauben Sie, daß sie das tun wird? Sie hat, wie sie einmal sagte, trotz der schönen und ehrenvollen Tage, die sie hier verlebte, Sehnsucht nach Hause, nach ihrem Töchterlein.“

„Das ist ein edler Zug ihres Wesens. Hat sie Ihnen das Bild des Töchterleins gezeigt? Ein schönes Kind. Schon siebzehn Jahre alt. Wer denkt, daß unsere angebetete Frau schon bald kann Großmutter sein!“

„O, ich wünschte, sie zur Schwiegermutter zu haben! Das schönste Mädchenbild, das ich je sah! Sie trägt die Züge der Mutter in engelhafter Verklärung.“

„Sie schwärmen! Warum nicht für die Mutter, die Witwe ist und vielleicht einer Werbung gern entgegensteht?“

„Hebel blies gedankenvoll eine große Rauchwolke in die Luft. Kölle vermehrte den Quasi durch mächtige Zufuhr aus seiner Peise und lachte mit heiterer Behmut.“

„Die schönen Tage sind nun bald vorbei. Was bleibt uns für den Winter, wenn Madame Händel nicht mehr da ist? Was tun wir nach den Amtsgeschäften? Ach, Hebel, wir werden versauern im Alltag!“

„Wir werden es ertragen. Das Entsagen ist uns eine bekannte Musik. Aber wir sind ja nicht nur hier zuhause.“

„Freilich Meister! Ich verstehe: Es sin no Sachen ohne bral. Oder meinen Sie die Heimat droben im Oberland um das Pfarrhaus von Weil herum?“

„Die Heimat und der Himmel droben sind gar nicht so weit voneinander. Vom Welchen aus, hab ich in jungen Jahren oft

vermeint, man könne hinaus gelangen über das Irdische ins All und Nichts.“

„Aber die Jungfer Gustave im Pfarrhaus zu Weil? Steht sie Ihnen nimmer im Sinn? Hat Madame Händel ihr Bild ausgelöscht?“

„Lieber Freund, können Sie nicht begreifen, daß es verschiedene Welten sind, in denen man lebt! Und sind Sie nicht auch außer dem Menschen, den ich kenne, noch ein anderer, und vielleicht ganz heimlich noch ein dritter? — Alles was wir treiben, all unser Wollen und Tun ist ein Spiel und gar nicht recht ernst gemeint. Der in uns verborgene Mensch sieht zu und lächelt wehmütig. Er kann nur warten und sich fügen in das, was die Vorsehung schickt. Dort im Bereich meines verborgenen Ichs wohnt Jungfer Gustave. Das ist ihr Geheimnis und meins.“

„Nun, das verstehe ich nicht recht. Aber darum ist es ja freilich ein Geheimnis. Treiben wir also fröhlich unser Spiel und nehmen wir es nicht allzu ernst. Wie ist es: tün mer wilder eis?“

Er meinte mit dieser von Hebel gewohnheitsmäßig gebrauchten Frage das lustige Räffelraten, das die Gesellschaft des Dichters beim Wein im Museum an gewissen Abenden zu veranstalten pflegte.

„No wegerli“ sagte Hebel voller Munterkeit. „Do isch eis!“

Er griff nach einem Bettel und reichte ihn dem Freund. Kölle nahm seine gestielte Brille hervor und las:

„In welchem Belt,

in welchem Teil der Welt

logiert der König, und die Sau

im Bett zusamt des Königs Frau?“

Er zog die Augenbrauen hoch, blies Rauch aus und lachte: „Das ist aut! Zwar gar zu leicht für unsere Räffelwölfe. Aber witzig!“

\*

Am Abend dieses Tages, als die Kunde sich verbreitet hatte, daß Napoleon nicht nach Karlsruhe kommen werde, versammelte sich die lebensfrohe Gesellschaft der Residenz im neuen, von Weinbrenner erbauten und vor einem Jahr eröffneten Theater. In einer bunten Soiree sollte das Gastspiel von Madame Händel endigen, und man freute sich darauf, die große Tragödin noch einmal zu sehen und zu hören in Darbietungen, bei der sie alle Reize ihrer Persönlichkeit und ihrer Kunst entfalten konnte, ohne durch die ästhetische Strenge eines Dichterwerks eingengt zu sein. Auch der aereise Großherzog mit dem ganzen Hofstaat sollte der Veranstaltung beiwohnen.

In der angeregtesten Stimmung begrüßten sich die Besucher des Parketts, die meist dem Adel oder dem Stand der höheren Beamten angehörten. Von vielen verehrungsvollen Augen empfingen erlitten auch der Regalbibliothekar Hebel und nahm seinen Platz in der ersten Reihe ein. Von der Galerie herab vernahm man ein Anschwellen der vorher gedämpften Stimmen: man hatte dort oben den Dichter bemerkt und machte sich gegenseitig auf sein Erscheinen aufmerksam. Einige scharfsichtige Beobachter stellten fest, daß der verehrte Mann mit ausgefuchter Eleganz gekleidet war, was man bei ihm, der bisher nicht Wert auf Kleiderstaat gelegt hatte, noch nie bemerkt hatte.

Nachdem der Hof mit großem Ceremoniell eingetreten war und seinen Platz eingenommen hatte, begann die Vorstellung mit einem festlichen Musikstück des kleinen Orchesters. Die Rampenlichter waren längst angezündet, im Zuschauerraum wurden eine Anzahl Kerzen gelöscht. Stürmisch begrüßt durch Zurufe und Sändeflationen betrat Madame Händel in einem leichtgeschürzten Gewand von griechischem Schnitt die Bühne. Sie dankte mit freundlichem Lächeln und tiefen Verbeugungen. Dann sprach sie einen heiteren Prolog, der die bunten Gaben des Abends im Sinne einer Schüssel voll Lederer, zum Dessert aufgetragenem Speisen ankündigte und mit dem Wunsch schloß, daß jeder darin etwas nach seinem Geschmack finden möge. Das zierliche Vernehmlich und des Inhalts hinwegzutäuschen vermocht, wenn die Darstellerin nicht durch die lebenswürdige und schelmische Art des Vortrags die Zuhörer zu entzücken verstanden hätte. Es schien, als wäre es die natürliche Art dieser musenhafte Gestalt, in Versen zu sprechen, die wie ein feines Glockenspiel klangen.

Als der Vorhang sich wieder hob, sah man Madame Händel in einer hummen Szene als Priesterin vor einem Altare, auf dem eine gelbe Flamme loderte. Sie umschritt ihn feierlich, schürte das Feuer und beietete mit aufgehobenen Händen. Dazu erklang Flötenspiel mit Harfenakkorden. Das war eine Szene, die recht dem damaligen Geschmack der für Kunst enthusiastischen Karlsruher entsprach. Man applaudierte lebhaft und teilte sich gegenseitig sein Entzücken mit. Hebel schaute ernst und in Gedanken versunken vor sich hin. Es folgten in ähnlicher Weise gestaltete Szenen. Als griechische Sklavin gekleidet trat die Künstlerin mit einem Krug auf der Schulter herein, wandelte vor Vorbeerbüschen zu einem Brunnen, schöpfe Wasser und trieb mit ihrem Spiegelbild ein anmutiges, neckisches Spiel, das von zarter Musik reizvoll untermalt wurde. Als Iphigenia am Strand von Lauris, als Medea, als trauernde Andromache konnte sie das empfindliche Publikum zu weiteren Beifallstürmen hinreizen, indem sie tänzerisch und mimisch die Zuschauer an Bildwerke von Canova oder Dannerer erinnerte, deren Ruhm damals durch ganz Europa ging. Es folgten lebende Bilder berühmter Madonnen nach Rafael und Michelangelo, die nicht so begehrt hingenommen wurden wie das Vorbergegane, weil

man das Unzulängliche der Bemühungen erkannte und es teilweise auch für unpassend hielt, im Theater solche dem religiösen Gefühl teuere Gestalten nachzuahmen. Hebel war offenbar nicht von solchen Empfindungen heimgesucht, er sah gerade von diesen Darstellungen entzückt zu sein, und sein Beifall rief endlich auch seine Umgebung hin.

In der Pause, die diesen Szenen folgte, wurden die Kerzen des Kronleuchters angezündet. Man unterhielt sich in der angeregtesten Weise über das Gesehene. Niemand sprach von den brennenden Fragen der Politik oder von dem Ausbleiben Napoleons.

Hebel sagte im Kreis seiner Bekannten stehend mit einem wehmütigen Seufzer: „Madame Hendel macht uns heute den Abschied recht schwer.“ Man nahm seinen Kummer nicht ganz ernst, da er lächelnd eine spasshafte Bemerkung machte über den runden, zuletzt in lautes Weinen ausbrechenden Bambino der Maddonna, den man von dem kinderreichen Hofgärtner entliehen hatte: „Freilich der ruhe sonst nicht an einem so holden Busen, aber an einem nahrhafteren!“ Ein junger Herr bemerkte zu Hebel, in Frau Hendel seien Thalia, Terpsichore und Euterpe in einer Gestalt vereinigt. Da widersprach der Dichter mit mildem Lachen: nicht eine Muse, sondern eine Göttin sei diese Künstlerin.

Nach der Pause spielte das Orchester bei erhelltem Saale einen Satz aus einer Haydn-Symphonie, worauf Madame Hendel im mobilsten Empirekleid einige beliebte Lieder sang. Man war dankbar und erhielt sovieler Dreingaben, als man wünschte. Dann aber war man voller Spannung auf den letzten Teil der Soiree, der einige Gedichte Hebels bringen sollte. Der Dichter selbst sah mit vorgebeugtem Kopf da, als bücke er sich schon im voraus vor dem, was sich nun über ihn ergieken sollte. Nach all den hohen Genüssen hatte er keinen rechten Glauben daran, daß keine noch ganz schlichten Verse noch Gefallen finden würden. Aber schon beim Erscheinen der Künstlerin wurde die Stimmung zugunsten des Dichters und seiner Welt entschieden. Als Wiesentäler Maidli, so wie Hebel es in dem köstlichen Gedicht von der Wiese schildert, trat sie lachend Angesichts vor den Vorhang. Weiße Strümpfe mit künstlichen Zwickeln und Schuhe mit silbernen Schnallen waren unter dem faltenreichen grünen Rock und der seidnen Schürze sichtbar. Das Nieder aus rosenrotem Sammet umschloß die Brust, und die runden Arme waren oberhalb des Ellbogens von den tierlich gefärbten Hemdärmeln fest umschlossen. Um die Schultern aber schmiegte sich das breite Mailänder Halstuch, das an seinen Rändern mit prächtigen Franzen geschmückt war. Das schlagblonde Haar fiel in zwei langen Köpfen mit schwarzen Seidenbändern verwirrt bis zum Saum des Rockes hinab. Fast wie eine Krone oder ein Diadem erhob sich darüber die Kappe aus wasserblauem Damast, die mit goldenen Blumen bestickt war. Die Kappenbänder waren zu einer tierlichen Schleife unter dem runden Kinn gebunden. Den Hut aber trug sie am seidnen Hutband über den Arm gehängt; sie schwang ihn, während sie mit schelmischem Lächeln knixte, hin und her.

Hebel war seltsam bewegt bei diesem Anblick. War dies noch Madame Hendel, oder war es ein echtes Maidli aus seiner Heimat? Zwei Welten, die unendlich zusammengehörten, waren in einer Gestalt vereint. Lauter Jubel umgab den Dichter. Aber beinahe ängstlich schaute er auf das Wunder, das an der erleuchteten Rampe stand.

Madame Hendel blickte mit gutgespielter naiver Lustigkeit über die Menschen hin, die auf dem Balkon, dem Parterre und der Galerie ihr und dem Dichter zusahen, dann sah sie mit einer burschikosen Geste um Ruhe. Das Gedicht vom Gesang, vom Trunk und vom Ruh in Ehren sprach sie als erstes. Man lachte und achtele zunächst darauf, ob der Tonfall und die Lautbildung einigermaßen echt seien, bald aber, schon bei der zweiten Strophe, war man von dem hohen Grad der Naturwahrheit ihres Vortrags gepackt und gab sich der entzückenden Frische dieser Poesie dankbar hin. Hebel atmete auf; seinen Karlsruber Lieder konnte dies als echtes Memannisch genügen, und der Ausdruck, den Madame Hendel seinen Versen gab, war bezaubernd. Und doch: es war nicht ein Mädchen aus seiner Heimat, die er da oben vor sich sah. Es was und blieb die Künstlerin, die holdselige und verehrungswürdige Frau, die mit ihrem ganzen Wesen aus einer anderen Welt, aus der seltsamen, berausenden und gefährlichen Welt der Kunst und des Theaters heraus sprach. Aber welche Süßigkeit lag für ihn darin, daß ihr roter und frischer Mund seine Worte, seine Gefühle in den Worten der Heimat aussprachen! Der Reiz und die Wonne einer innigen Vereinigung ihres und seines Wesens quoll ihm aus diesem Erlebnis. Er war überwältigt von einem jähen Glücksgefühl; die seelenhafte Hingabe eines verehrten, geliebten Weibes vollzog sich zart und doch fast körperhaft bei diesem Aufgehen ihrer Stimme und ihres Wesens in seinem Werk. Raum bemerkte er dabei, wie ihn die begeisterte Verehrung der Zuhörer umjubelte. Er war beunruhigt durch diese Huldigungen, die ihn an Dinge erinnerten, die in der anderen stillen Welt außerhalb dieses seltsamen Erlebnisses ihren Platz hatten. War es nicht merkwürdig, daß die ganze Karlsruber Gesellschaft in diesen Augenblicken auf ihn, den Lycealdirector und Kirchenrat, schaute, während er dasaß und verliebt war wie irgend ein Jüngling von zwanzig Jahren? Und warum hatte er gar kein Verständnis mehr für die Meinung der Bürger, daß es einem Manne seines Ranges nicht anstand, eine Dame vom Theater zu umschwärmen? Hatte diese Zauberin es zustande gebracht, daß alles, was er der Gesellschaft gegenüber vorstellte, sich von ihm löste, wie die Larvenhaut, aus der sich eine prächtige Eintagsfliege

befreit, um ungehindert in den sonnenhellen Lebenstag zu selbigem Liebespiel zu taumeln? Solches zu tun entsprach nun gar nicht seiner Art, die sich bisher, ohne die Meinung der Gesellschaft allzuernst zu nehmen, im bürgerlichen Leben heimlich gemacht hatte, wo es genug Möglichkeiten gab, seine heimlichen und besonderen Träume zu spinnen. Seine Verwirrung stieg, als Madame Hendel das Gedicht „Der Beweiser“ vortrug, wobei sie die leicht tändelnde Art, in der sie das Memannische sprach, nur wenig mäbigte. Der moralische Ernst dieser Verse ging dabei unter in dem Behagen, womit sie die ihr drollig erscheinenden Worte: Pfündli, Schöplli, Gschirli, Plägli aussprach. Darüber ärgerte sich der Dichter. Aber im gleichen Augenblick schon verzog er es ihr und dachte: sie ist eine Zauberin, die sogar einen feststehenden Beweiser zu einer Windmühle machen kann. Unterbrochen von rauschendem Beifall sprach sie weiter. „Das Geispenst an der Kanterer Straße“ mit seiner spöttischen Frage „Verstöhnt der mi?“ traf die trinkfreudigen Residenzler an einer empfindlichen Stelle, doch schienen sie es für einen lebenswürdigen Scherz zu nehmen. „Der Morgenstern“ und „Die Neberrafung im Garten“ waren Triumphe für die Künstlerin und den Dichter. Nach vielen schelmischen Knixen trat das Maidli hinter den Vorhang zurück, wurde aufs neue hervorgehoben und begann als Dreingabe den „Schwarzwälder im Breisgau“ vorzutragen. Sie hatte dieses Gedicht in Erwartung des Hervorrufs als stärkste Schlußnummer aufgespart. Niemand beachtete, daß sie den Titel änderte in „Die Schwarzwälderin im Breisgau“. Bei der letzten Strophe aber, die lautet:

Im glaine Huus  
wandlet ti un us,  
gell, de mainisch, i sag der, wer?  
's isch e Si, es isch kat Er . . .

trat sie dicht an die Rampe und sprach mit deutlicher Hervorhebung der Aenderung und mit hinreichender Schelmeret:

„'s isch kat Si, es isch en Er!“

wobei sie mit ausgerecktem Arm auf den in der vordersten Parterre sitzenden Dichter zeigte. Dieser begriff, unverwandt die Künstlerin anschauend, erst nach einigen Augenblicken, was geschehen war, als schon das Publikum lachend applaudierte. Es überließ ihn kalt und heiß, er getraute nicht sich zu rühren und für die huldigenden Jurufe zu danken. Auch droben auf dem Balkon war die Hofgesellschaft aus ihrer steifen Haltung erwacht, die Herren klatschten, die Damen nickten sich verständnisvoll zu. Der greise Grobherzog selbst gab seiner Freude Ausdruck, indem er schmunzelnd einige Male mit seinen weißen Händen das Applaudieren andeutete. Alles dies fühlte Hebel, obwohl er unbeweglich dasaß und still vor sich hinsah. Er war erschrocken bei dem Gedanken, daß sie alle erkannt hatten, wie sehr dieser scherzhafte Einfall der Madame Hendel eine Liebeserklärung an seine Person bedeutete. Es war und blieb für einen Kirchenrat eine peinliche Sache. Er sah den Klatsch in der Residenz anschwellen, sah, wie man hinter ihm lächelte, wie diese Szene ihn um alles Ansehen und alle Autorität bringen würde. Aber gleichzeitig war er berauscht von einem seltsamen Glücksgefühl, das sich nicht um die Meinung der Gesellschaft kümmerte, das nur immer wieder sich den Tonfall seiner Worte, den Blick der Augen und die hingebungsvolle Gebärde der Madame Hendel vergegenwärtigte und daraus beseligt vernahm, daß sie nicht nur den Dichter, nein, den Menschen verehrte, liebte! Trunken von dieser Empfindung hatte er sich endlich erhoben, empfing Glückwünsche von Menschen, die ihn umringten, bemerkte, daß man sich mit aufrichtigem Vergnügen und menschlichem Wohlwollen an der Tatsache ergötze, daß im Theater nun einmal wirkliches Leben, mit echten Gefühlen sich abspielt hatte. Ihm den Dichter, dessen Schalkhaftigkeit man kannte, erlaubte und gönnte man in dieser heiter erregten Stunde ein kleines Abenteuer. Der Schulmann und Kirchenrat aber hatte, wenn die Begeisterung dieses Augenblicks verweht war, keine Nachsicht zu erhoffen. Hebel, dem dies alles durch den Sinn schwebte, während er lächelnd den Gratulanten dankte, war jetzt nicht der Mann ruhiger Erwägungen. Er spürte die sonderbarste Verwundlung seines Wesens in sich: War der Tag gekommen, da er aus der bürgerlichen Larvenhaut ausbrechen mußte zu kühnem Lebensflug? Er ging mit raschen Schritten durch Türen und spärlich erhellt Gänge und war plötzlich vor der Garderobe der Künstlerin angelangt. Eine Wartefrau meldete ihm, daß er erwartet werde. Und da stand er auch gleich vor ihr! Der kerzenhelle Raum duftete nach Lavendel. Madame Hendel trug noch die Wiesentäler Tracht. Er streckte ihr beide Hände entgegen, sprach einige rasche Worte über sein Glück und seinem Herzensdank, kam aber nicht zu Ende, weil sie plötzlich in seinen Armen lag und seine Rede durch einen Kuß unterbrach. Nie konnte er später sich erklären, wie es zu dieser Umarmung gekommen, und ob er oder Madame Hendel zuerst vom Gefühl überwältigt worden war. Der feurige Kuß aber, den sie ihm gab, schmeckte zwar ein wenig nach Komödie, aber dies wurde ihm erst später klar, als er an die anderen Klisse dachte, die er einst erlebt hatte. In dem Augenblick, da er ihn empfing, fühlte er nur die wonnige Hingabe ihrer holden Lippen.

Verwirrt von dem unerhörten Erlebnis und von einer seltsamen, in seinem geheimsten Innern sich regenden Scheu abgehalten, kam er nicht dazu, ihren Kuß zu erwidern. Er verbarge seine Verlegenheit hinter einem Lächeln, drückte ihre Hände und verabschiedete sich, indem er noch die Freude aussprach, sie nachher im Kreise der Gesellschaft begrüßen zu dürfen, die im Museum sich zum Abschluß dieses bewegten Tages versammeln sollte.

Schnell wie ein Traum war das Geschehniß in der Garderobe der Künstlerin vorübergegangen. Als Hebel das Theater verlieh, war es ihm, als sei es gar nicht körperliche Wirklichkeit gewesen, daß die holde Frau ihn geküßt und daß er sie in seinen Armen gehalten hatte. Auch konnte er sich gar nicht mehr der Worte erinnern, die sie gesprochen hatte, und es schien ihm, als habe er sich dabei recht unbeholfen wie ein schlichter Knabe benommen. Am Gehen kamen ihm nun die Worte, die er hätte finden sollen in jenem Augenblick und er fühlte, wie dabei seine Verliebtheit wuchs. Er schritt dahin, verlor sich ganz in Vorstellungen eines wunderbaren Liebesglücks und achtete nicht auf den Weg, so daß er schließlich wieder umkehren mußte, um zu seinem Ziel zu gelangen. Die stille, wenig erleuchtete Straße kam ihm wunderbar vor, er kannte sie gar nicht mehr recht, denn noch niemals war es ihm bisher in den Sinn gekommen, daß auch ihm sich darin Türen öffnen könnten zu einem Abenteuer oder zu einem noch nie erlebten Glück.

\*

Man mußte über eine steile Treppe hinaufsteigen, um in das Gesellschaftszimmer im „Museum“ zu gelangen, wo Madame Hengel zu Ehren ein kleines Abschiedsdinner stattfinden sollte. Schon halb nach neun Uhr war man dort versammelt, denn die Soiree im Theater hatte bereits um sechs Uhr begonnen.

An der Seite Madame Hengels saß Hebel und schien in bester Laune zu sein. Der Intendant des Theaters hatte in einer humorvollen Ansprache die Künstlerin und den Dichter gefeiert, indem er Madame Hengel als nun den Karlsrühern untergehenden Planeten, Hebel aber als Fixstern betrachtete und sich dabei bemühte, den Stil des Kalendermannes in heiterer Weise nachzuahmen. Dieser Versuch wurde gewürdigt und belacht und gab Anlaß zu allerhand Anspielungen, wobei sich auch einige der anwesenden Damen hervortaten. Die Stimmung, die Madame Hengel im Theater wachgerufen hatte, wuchs, durch den Wein angeregt, sich zu solcher Zwanglosigkeit aus, daß es erscheinen konnte, die Schauspielerinnen und der Kirchenrat seien von der Gesellschaft anerkannt als Verlobte. Man sprach scherzhaft von den Uebelständen des Junggesellenlebens und von den Gefahren, denen ein „Einspänner“ ausgesetzt sei. Nur im Wirtshaus käme ein solcher dazu, sich wohl, behaglich und heimlich zu fühlen. Hebel nickte und sagte mit heiterem Spott, er kenne einige Herren, die verheiratet seien, aber gleichwohl hinter einem guten Schöpflein Wein im traulichen Stübchen drunten das Nachhausegehen manchmal vergäßen, wenn nicht der Herr Wirt oder der Nachtwächter höflich daran erinnere. Uebrigens gebe es nichts Gemütlicheres als ein Wirtshaus vom guten alten Schlag, wo man bei freundlichen Wirtshausleuten wie in einer Familie zu Gast sei. In Konstanz im Adler, in Waldshut im Rebstock, in Vörrach im goldenen Döseln, in Schopfheim im Flug, in Ukenfeld in der Mühle, in Freiburg im Schwert, in Offenburg in der Fortuna, in Rehl im Lamm, in Ulm bei Nichtenau im Adler, in Rastatt im Kreuz oder in Durmersheim beim Herrn Schick sei man gut aufgehoben. Madame Hengel lachte über diese geläufige Aufzählung der Wirtshäuser im langgestreckten badischen Land:

„Der Herr Direktor hat der Geographie eine neue angenehme Seite abgewonnen. Wo der Herrgott den Arm herausstreckt, da ist Heimat! Ich dachte, das sei nur die Meinung bei uns Landfahrendem Künstlervolk. Aber glauben Sie, unserer hat auch seine Sehnsucht nach einem sichern ruhigen Heim.“

Sie sah Hebel mit großem tragischen Augenaufschlag an. Er fand keine Worte zur Erwidern und trank ihr mit zitternd erhobnem Glas zu.

Speisen wurden aufgetragen, die Gespräche verloren an Lebhaftigkeit und bewegten sich im Alltäglichen. Nach der Mahlzeit griffen einige Herren nach den hinteren Rockhöfen und hielten die anwesenden Damen um die Erlaubnis, rauchen zu dürfen. Auch Hebel holte, als diese erteilt worden war, seine Pfeife hervor, verschüttete dabei etwas Asche und sah voll Aerger, daß der Kopf nicht geleert war. Er stand auf und ging hinaus, um die Pfeife auszuklopfen. Er schritt wie im Traum über den dunklen Gang, hörte drinnen im Zimmer noch die Stimme der geliebten Frau, und einen Augenblick lang suchte er verzweifelt nach einem Gedanken, der ihm Klarheit geben sollte über seine Lage. Aber es war ihm, als sei er nun verwandelt und mit ihm die Welt, die ihn umgab. Er sah plötzlich ungeahnte Möglichkeiten zu leben, und diese Verwandlung war so überraschend über ihn gekommen, daß er jetzt nicht mehr den sicheren Schritt halten konnte, mit dem er als Luceumdirektor und Kirchenrat durch seine kleine Karlsrührer Welt gegangen war. Es war köstlich und herauschend, einem lockenden Ziel entgegenzutreten, und die Ahnung möglicher Gefahren und Verhängnisse umwitterte ihn wie ein nie gefühlter Wind großen Schicksals.

Er öffnete eine in die dunkle Nacht hinausführende Balkontür, um draußen seine Pfeife auszuschütten. Da trat er mit dem linken Fuß ins Leere, stürzte, konnte sich aber zu seinem Heil am Türgriff festhalten, während seine Pfeife, es war die mit dem Napoleonskopf auf dem mehr als drei Meter tief unter ihm liegenden Pflaster eines Hofes zerbrach.

Als er mit zitternden Knien und wild hämmern den Herzen sich erhob, hatte er in diesen wenigen Augenblicken sein ganzes bisheriges Leben in einem einzigen ruhigen Bilde gesehen. Er war wieder der Schulmann und Kirchenrat, den die Würde seiner Stellung wie ein sicherer Schutzzaun einfriedigte.

Ein Senfzer kam aus seiner Brust; er verspürte kalten Schweiß auf der Stirn. Tief atmend schaute er in die Nacht hin-

aus und betrachtete die ihm vertrauten Sternbilder. Die Venus war bereits untergegangen. Die Sterne des Heerwagens blickten feierlich und still herab, und Hebel sandte ihnen, wie schon oft, einen freundschaftlichen Gruß. Ein wehmütiges Glücksgefühl erwachte in ihm. Er mußte nun, auf welcher Bahn sich sein Leben weiter bewegen würde. Um unbekanntes Pole drehte sich das Leben des Menschen, und jede Ablenkung mußte in das Chaos zurückführen. Er schaute dankbar und froh zu den blinkenden Sternlichtern hinauf. Dann schloß er sorgfältig die Balkontüre, durch die er beinahe einen schlimmen Sturz getan hätte.

Mit seinem feinen Lächeln trat er wieder in das Zimmer, in dem Madame Hengel leuchtend sah wie eine Göttin unter Sternlichtern. Sein kleiner Unfall, der ihm leicht hätte verhängnisvoll werden können, wurde zum Gegenstand erregter und teilnahmvolles Gespräche. Der Wirt vernahm bestürzt, in welcher Gefahr der verehrte Mann geschwebt hatte, floß über in Entschuldigungen und Verwünschungen der Handwerkerleute, die den hölzernen Balkon abgebrochen hatten, ohne die Tür abzuschließen. Er überreichte Hebel zu einseitiger Verwendung seine eigene Alberschlagene Pfeife und versprach ihm Ersatz für den zerbrochenen Napoleonskopf.

Nach der Erregung durch den gefährlichen Vorfall war Hebel voller Verlangen nach dem beruhigenden Rauchgenuß. Er stülte aus einem ihm angebotenen Beutel die Pfeife. Freund Külle war mit einem Tischleuchter hinzutreten. Madame Hengel reichte ihm mit einem der bereitliegenden Fidschusse Feuer, und die ganze Gesellschaft verfolgte mit Vergnügen die Zeremonie. Als die erste Rauchwolke vor dem Dichter aufstieg, nickte er den Helfern dankend zu und lehnte sich fälschlich einen Augenblick zurück. Mit dem Duft des edlen Knastens war die ruhvolle Stimmung, in der er bis zu diesem Tage gelebt hatte, wieder ganz über ihn gekommen, er konnte, als die blauen Wölckchen ihn umschwebten, wieder lächelnd seine guten Gedanken und Träume um sich versammeln und dem entsagen, was außerhalb seines Bereichs ein unsicheres Wesen trieb. Der zerfließende Rauch seiner Pfeife, durch den hindurch er jetzt Madame Hengel mit fast wunschlosen Empfindungen betrachtete, verlebte ihn leicht in eine heitere spielerische Laune, aus der er der Gesellschaft reich erfundene Geschichten von gut und schlimm verlaufenen Fensterstürzen erzählte. Man war in angeregtester Stimmung, und sang wehmütige Abschiedslieder zu Ehren der Künstlerin. Madame Hengel strahlte immer mehr Lebenswürdigkeit aus, und als man ihr sagte, daß man in ihr die lebhaftige Muse kennengelernt habe, erwiderte sie mit drolligem Ernst, dann sei es doch ihre Pflicht, den Karlsrührer Dichtergenius zu küssen. Man beubelte ihren Einfall, und ehe Hebel noch ein Wort hatte sprechen können, hatte sie sich zu ihm geneigt und ihm einen raschen, fast verschämten Kuß gegeben. Aber dieser zweite Kuß von ihrem Mund löste in ihm ein höheres Glück als der erste aus; er fühlte sich endaktia frei von jener Verwirrung und Unruhe, in der er den ersten empfungen hatte. Veranußt und verschmückt lächelte er wie ein Kind, dem man etwas Süßes in den Mund gesteckt hat. Dann ergriff er mit zierlicher Verbergung ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

\*

Am darauffolgenden Tage, es war der achtundzwanzigste Oktober, reiste Madame Hengel ab. Inzwischen war die Nachricht gekommen, daß Napoleon in Rastatt übernachtet habe und bereits weitergefahren sei. Leicht verschmerzten die Karlsrührer diese kleine Enttäuschung, da ihnen der Besuch des Kaisers doch nur ein Anlaß gewesen wäre, sich selbst ein Fest zu geben. Dieses Fest bereiteten sich die Bürger, indem sie am Abend die schon für den Vortag in Aussicht genommene Illumination abbrannten.

Hebel stand in seinem bequemen grauen Hausrock am Fenster. Die letzten Raketen flogen auf dem Schloßplatz auf und warfen mit dumpfem Knall einen Funkenregen herab. Die Reihen der farbigen Papierlampen an den Fenstern lüchteten sich. Mit mildem Blinken erloschen die Dellämpchen. Aufmerksam verfolgte er den Vorgang und freute sich, daß nun die ewigen Sternlichter immer deutlicher über den Dächern sichtbar wurden. Als Freund Külle erschien, sagte Hebel lachend:

„Was sagen Sie zu unseren Karlsrühern? Gleichen Sie nicht den trüchtigen Jungfrauen, die ihre Lampen unnütz brennen lassen?“

Külle lachte:

„Das wage ich nicht zu entscheiden. Dieser Bräutigam kommt vielleicht nie mehr zu uns.“

„Ist es nicht dieser, so kann es ein anderer sein.“

„Oho, lieber Freund, ist das Ihre Klugheit? Haben Sie darum Ihre Lampen gelöscht?“

„Nein, darum gewiß nicht. Ich habe es vergessen oder über meinen Träumen veräußert. Glauben Sie es: ich habe den ganzen Tag nichts Ernstliches tun können.“

„Ei, ei! Sollte man da nicht meinen, daß Ihnen Madame Hengel im Sinn steckt?“

„Sie haben nicht schlecht geraten! Nun mag sie wohl schon in Frankfurt sein. In Frankfurt — das ist fern. Aber merkwürdig, Külle, nun fühl ich mich ihr näher als gestern, da sie an meiner Seite saß. Und wir denken jetzt und immer gerne an Sie. Nicht wahr?“

„Ja freilich! Nun sprechen Sie schon von ihr wie von etwas Nichtwirklichem, das nah und fern zugleich ist.“

„Nieder Külle, ich habe heute auch den ganzen Tag bedacht, daß alles Hohe und Schöne unwirklich sein muß. Wir würden es verderben mit unseren irdischen Händen.“